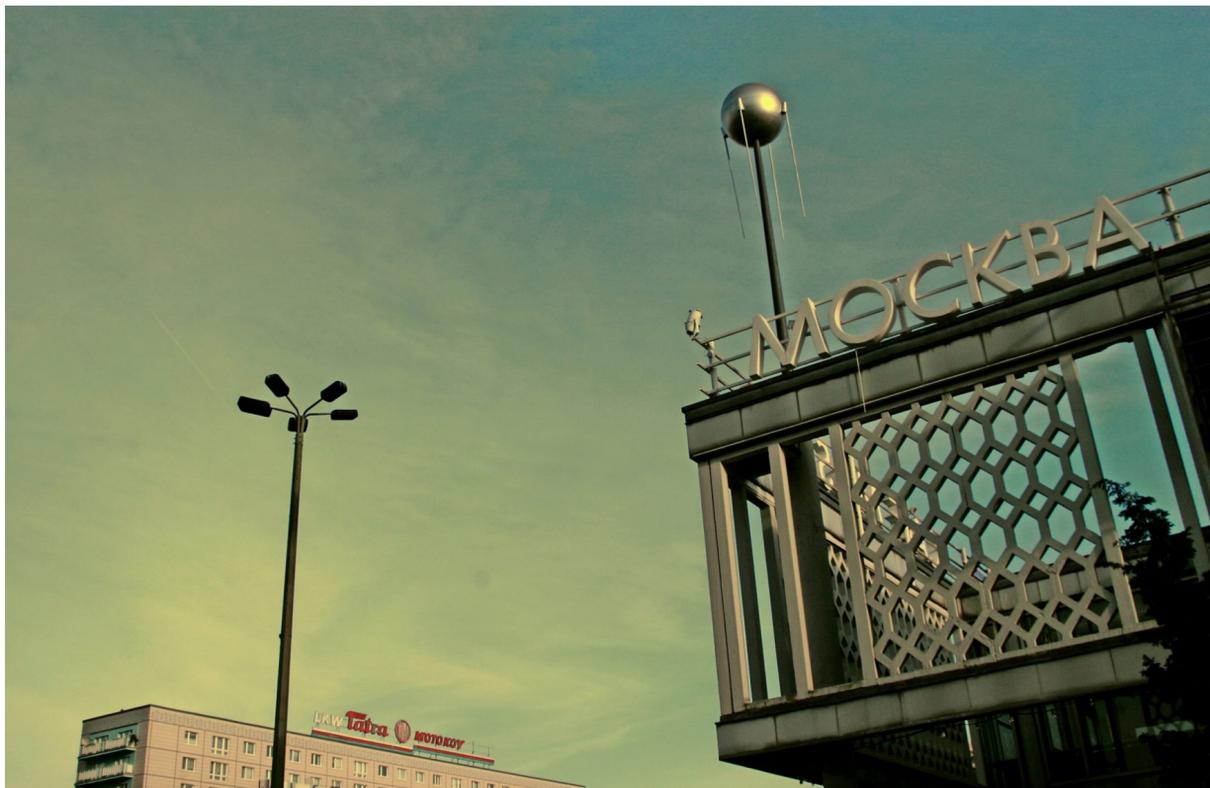


Hände weg von der Ostmoderne!

Das Café Moskau in Berlin soll künftig „Café Kyiv“ heißen.
Das wäre ein historischer Fehler.

Von Gabi Dolff-Bonekämper



Im Jahr 1964 eröffnet und ein Gründungsbau der Ostmoderne: Blick nach oben auf das Café Moskau an der Berliner Karl-Marx-Allee

Foto Visum

Der jüngst vom Botschafter der Ukraine gegenüber dem Regierenden Bürgermeister von Berlin geäußerte Vorschlag, das denkmalgeschützte Café Moskau an der Karl-Marx-Allee in Café Kyiv umzubenennen, hat in der Berliner Öffentlichkeit Protest ausgelöst. Was als Solidaritätsgeste gegenüber der Ukraine verstanden werden sollte, fassten zahlreiche Bürger der Stadt als Entwertung, ja Überschreibung ihrer Vergangenheit auf. Für sie – und nicht nur für sie – sind Form, Ort, Geschichte, Erlebnisse und Erzählungen im Namen des Gebäudes vereint. Es geht, wie so oft in Berlin, wieder einmal ums Ganze.

Das 1964 eröffnete Café Moskau in Berlin ist ein Gründungsbau der Ostmoderne. Es steht an einer Straßenecke des in den frühen Sechzigerjahren errichteten zweiten Bauabschnitts der Stalinallee, die 1961 in Karl-Marx-Allee umbenannt worden war. Zusammen mit dem Kino International, dem Hotel Berolina und diversen luftig-gläsernen Geschäftspavillons beiderseits der Allee, alle von Josef Kaiser entworfen, führte das Café den Ostberlinern und Besuchern vor Augen, wie elegant und transparent, kurz: wie modern in der DDR gebaut werden konnte. Anlass für die Konzentration von freistehenden Bauten des Handels, der Kultur und des Tourismus an dieser Stelle war die stadtplanerische Entscheidung, die Wohnhäuser im zweiten Bauabschnitt der Allee ausschließlich als straßenbegleitende hohe Zeilenbauten in der neu entwickelten Großplattenbauweise zu errichten. Diese ließ die Einrichtung von Geschäftsräumen in den Erdgeschossen nicht zu.

Das Café Moskau war tatsächlich viel mehr als ein Café. In dem geräumigen Atriumbau brachte Kaiser im Erdgeschoss ein großes Restaurant und ein Weinlokal, im Obergeschoss ein Konzert- und Tanzcafé, eine Teestube und diverse Geschäftsräume und im Keller eine Nachtbar unter. Küchen, Anrichten und Lagerräume wurden im östlichen Gebäudeflügel konzentriert. Alle oberirdischen Räume waren im Erdgeschoss durch großformatige Fenster, im Obergeschoss durch Panoramaverglasung und gläserne Wände zum Atrium tagsüber hell und strahlten nachts hinaus in den Ostberliner Stadtraum. Das Haus bot insgesamt 822 Sitzplätze, so Kaiser in seinem Bericht in der Zeitschrift „Deutsche Architektur“ vom April 1964.

Der für ein derart großes und vielfältig genutztes Haus überraschend kleine Haupteingang befindet sich an der nordwestlichen Ecke, der Karl-Marx-Allee und der einmündenden Schillingstraße gleichermaßen zugewandt. Hier ist der Baukörper an Flanke und Stirnwand ein Stück zurückgesetzt, sodass sich ein kleiner Vorplatz bildet, der auf der Höhe des Obergeschosses mit einer schwebenden Gitterstruktur aus Leichtbeton abgeschränkt ist. Der hochragende Eckmast trägt auf seiner Spitze eine mattsilberne Metallkugel mit vier langen, nach unten hängenden Antennen: ein Modell in Originalgröße des ersten, 1957 ins All geschossenen Satelliten Sputnik 1, das der sowjetische Botschafter in Ostberlin zur Eröffnung des Cafés im Januar 1964 überreichte.

Die breite, hohe Stirnwand schmückt Bert Hellers hellfarbiges Mosaik mit dem programmatischen Titel „Aus dem Leben der Völker der Sowjetunion“. Es zeigt festlich gekleidete Menschen verschiedener Tracht, Physiognomie und Hautfarbe, dazu Früchte, Ähren, Haustiere und Wild-

tiere in einer idealischen Landschaft, in der agrarische, industrielle, touristische und folkloristische Motive in einem unbestimmt tiefen Bildraum miteinander verwoben sind. Nicht Arbeit, sondern festlicher Müßiggang bringt die Menschen im Bild zusammen. Ein dicker Birkenstamm und ein Gittermast markieren gemeinsam den Goldenen Schnitt. Natur und Industrie, Tradition und Fortschritt sind im Gesamtbild eines erfüllten Lebens im sowjetisch regierten Paradies zusammengefügt.

Das Mosaik reicht vom Boden bis zur Dachlinie des Gebäudes und ist überdies auf beiden Geschossen bis in die angrenzenden Innenräume weitergeführt. Was als Störung empfunden werden könnte, weil der Haupteingang mit seinem gläsernen Windfang gewissermaßen ins Bild geschnitten ist, ist ein inszenatorischer Kunstgriff: Die Besucher gingen buchstäblich mitten durch das ideale Gemeinschaftsbild ins Haus und traten in eine

ästhetisch und programmatisch gänzlich andere Welt ein. Die polierten Fußbodenplatten im Vestibül aus tiefrotem, weiß geädertem Thüringer Marmor schimmerten, die rau belassenen Theumaer Schieferplatten an der Stirnwand hinter dem frei in den Raum gehängten Treppenlauf lenkten den Blick nach oben, und durch die Glaswand zum Atrium flutete das Tageslicht.

Bei der Gestaltung und Möblierung der Innenräume wie bei der Benennung der diversen, in ihrem Angebot durch aus verschiedenen Gaststätten konnte Kaiser auf folkloristische Motive verzichten – sieht man von der Grusinischen Teestube ab, die ihren Namen der Herkunft des Tees aus Georgien verdankte. Kaiser setzte auf Klarheit der Konturen, edle Materialien und funktionale Erschließungen. In seiner Baubeschreibung im schon erwähnten Bericht

in der Zeitschrift „Deutsche Architektur“ erklärte er: „Ein Hauptcharakteristikum des Gebäudes ist seine Durchsichtigkeit mit einer Vielfalt von Sichtbeziehungen zwischen den Räumen und über das Atrium hinweg.“ Die beigegebenen Fotos zeigen moderne Tische, Polsterstühle und klarkantige Sessel und über den Tischen zylindrische Tütenlampen sowie direkt an der holzbelakleierten Decke befestigte Strahler, die eine diffuse Raumphelligkeit erzeugen sollten. Sachlichkeit und Modernität bestimmten auch die Erscheinung der Freiflächen: Den Brunnen im Atrium, zu dem sich sämtliche Innenräume beider Geschosse mit Glaswänden öffnen, zierte ein aus Tetraedern zusammengesetztes Kugelgerüst, ein Werk des Metallkünstlers Fritz Kühn.

Die buchstäbliche Bekrönung des Baus war und ist bis heute die von dem bedeutenden Graphiker und Schriftkünstler Klaus Wittkugel eigens für die Kultur- und

Geschäftsbauten an der Karl-Marx-Allee entworfene Neon-Leuchtschrift auf der Dachreling. Dort stehen in Großbuchstaben die Raum- und Funktionsangebote des Hauses: KONZERTCAFE – RESTAURANT – CAFE und, mehrfach dazwischen, MOSKAU sowie in der von Wittkugel eigens erarbeiteten typographischen Annäherung der kyrillischen an lateinische Buchstaben: MOCKBA.

Die zu Beginn der Sechzigerjahre verbreitete Zuversicht, die Kaiser glauben ließ, der Aufbruch in die gemeinsame Moderne würde Berlin und Moskau, die DDR und die UdSSR dauerhaft freundschaftlich verbinden, hatte in den Achtzigerjahren ihre ästhetische und soziale Bindungskraft verloren. Technischer Verschleiß tat ein Übriges, und so wurde eine von dem Architekten Gerd Pieper geleitete Umgestaltung der Innenräume beauftragt. Die 1964 so hochgeschätzte offene Weiträumigkeit wurde durch Aufteilung in klei-

nerer Salons beseitigt. Sie hießen „Minsk“, „Tallin“ oder „Riga“ und wurden mit Holzeinbauten, folkloristischen Textilien und Bildern eingerichtet.

Dem postmodernen Café Moskau war wenig Zukunft beschieden. 1990 übernahm die Treuhänderin den Betrieb. Das Haus stand zehn Jahre lang leer und erlebte danach Phasen wechselnder Bewirtschaftung. Die Eintragung ins Denkmallbuch sicherte immerhin die Mitsprache der Denkmalpflege bei etwaigen Baumaßnahmen.

Schließlich erwarb die Nicolas Berggruen Holdings GmbH das Anwesen und veranlasste die in den Jahren 2008/2009 in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt durchgeführte sorgfältige Instandsetzung. Ziel war, unter Anpassung an zeitgemäße technische Standards die von Josef Kaiser geschaffene Baugestalt wiederherzustellen. Das ist dem Architektenteam Hoyer, Schindele und Hirschmüller vorzüglich gelungen. Nun sind auch die Verwandtschaften mit zeitgleich konzipierten Bauten der Westberliner Moderne wieder erkennbar – etwa mit den gläsernen Foyers von Werner Düttmanns Akademie der Künste am Hanseatenweg. Die eingelagerten Neon-Buchstaben von der Dachreling wurden aufgearbeitet und wieder angebracht – allerdings nur an den beiden Straßenfronten, denn der erhaltene Buchstabenvorrat reichte nicht mehr für die Bestückung aller vier Seiten. Bedauerlich ist, dass zwar die Buchstaben wieder leuchten, das Haus aber nur als *event location* bewirtschaftet wird und keine ganztägige öffentliche Nutzung erfährt.

In den Neunzigerjahren hat es vieler Debatten bedurft, bis die städtebaulichen Ensembles im vormaligen Ostberlin von westdeutschen Wortführern nicht mehr mit Schimpfwörtern wie „alles Platte“ pauschal abqualifiziert wurden. Einem Westberliner Stadtforscher war sogar eingefallen, einen „qualitativen Geschichtsbegriff“ vorzuschlagen, nach dem Bauten und Plätze im Ostteil der Stadt nicht einmal historisch werden könnten. Dieser Streit ist inzwischen selbst Geschichte. Der Denkmalstatus des Café Moskau ist klar und verbindlich und wird durch die hierzu gesetzlich ermächtigten, ja verpflichteten Fachbehörden abgesichert. Ort, Form, Substanz, Erzählung und Name konstituieren Sinn und Wert des Denkmals. Klaus Wittkugels Leuchtbuchstaben an der Dachreling sind unentbehrliche Teile des Denkmals. Undenkbar, sie abzunehmen, ihr Leuchten abzuschalten oder sie mit anderen Buchstaben zu überblenden.

Der Erbestatus des Cafés ist komplexer zu denken. Er bestimmt sich nicht nur durch Bewertungen von Fachbehörden und Wissenschaftlern, sondern auch durch die mit dem Bauwerk verbundenen Erinnerungen, Zugehörigkeitsgefühle und auch Konfliktserfahrungen, vorzugsweise, aber nicht nur von ehemaligen Bürgern der DDR. Der Vorschlag des ukrainischen Botschafters lässt all dies unbeachtet.

Wäre es nicht besser, in Berlin eine Kultur- und Begegnungsstätte für Geflüchtete und Besucher aus der Ukraine einzurichten, deren Namen sie nicht ändern und deren Geschichte sie nicht umdenken oder wegdenken müssten, um sich darin geborgen zu fühlen? Dafür wäre der persönliche Einsatz des Regierenden Bürgermeisters gewiss allen Beteiligten willkommen.

Gabi Dolff-Bonekämper ist Kunsthistorikerin. Sie lehrte bis 2021 an der TU Berlin.

Wir geben die Heimat in unserer Sprache auf

Leseschwäche der Viertklässler, Verfall des Musikunterrichts: Die Sängerin Edda Moser kämpft für gutes Deutsch und gegen die Resignation in der Bildungspolitik

Torgau an der Elbe, Residenz der sächsischen Ernestiner zur Reformationszeit: Eine reichliche Woche lang prägte die Internationale Sächsische Sängerkademie mit öffentlichen Kursen und Konzerten den Klang der Renaissance-Altstadt. Edda Moser, Jahrgang 1938 und unter der Leitung von Dirigenten wie Karajan, Böhm oder Karl Richter eine der international ausstrahlenden Stimmen der deutschen Musikszene, bringt für diese Akademie jahrzehntelange Erfahrungen mit: Schon vor ihrem Bühnenabschied 1994 leitete sie Meisterkurse und ist damit weiter tätig. In Torgau war in ihren Stunden vor allem eine erstaunlich vitale, die Kursanten schonungslos herausfordernde Energie zu beobachten – ein Eindruck, der ins Gespräch weiterwirkte. F.A.Z.

Ehrlich gesagt, verehrte Frau Moser, weiß ich nicht, ob ich mir als junger Mensch wirklich einen Kurs unter Ihrem Regiment erträumen würde: Sie gehen, gerade bei kritischen Aspekten, sehr direkt und robust zur Sache.



Edda Moser

Foto Roba

Stichwort Sprachbeherrschung: die Sommerakademie legt besonderen Wert auf die Pflege des einheimischen Repertoires; es geht ausdrücklich um deutschsprachige Opern, Operetten, Oratorien und Lieder. Da dürfen Sie sich sehr direkt angesprochen gefühlt haben?

Ja, weil ich finde, dass wir als Vokalkünstler, aber auch die kulturtragenden Institutionen ausdrücklich in der Pflicht stehen, dieses besondere Erbe zu pflegen.

Was ja kein Intendant oder Kulturpolitiker in Abrede stellen wird...

... nur dass oft die Praxis anders ist. Die sträfliche Vernachlässigung des deutschen Liedes zum Beispiel, überhaupt die Verkümmern dieser wunderbaren, intimen Kommunikationsform „Liederabend“ – da drohen Traditionen abzubrechen, deren Verlust wir erst spüren werden, wenn sie nicht mehr da sind. Es ist, deutlich gesagt, einfach eine Schande. Im Umkreis meiner Engagements in den USA bin ich oft älteren Damen und Herren begegnet, die ihrer jüdischen Herkunft wegen nach 1933 ins Exil gehen mussten – und mein Gott, was sprachen die, fünfzig Jahre später, für ein differenziertes, gepflegtes Deutsch! Für sie war diese Sprache wirklich, wie das Heinrich Heine einmal in Bezug auf die hebräische Bibel gesagt hat, ein „portatives Vaterland“. Dieses Bewusstsein geht, glaube ich, gerade verloren. Wenn jetzt eine Studie zeigt, dass ein Viertel der Viertklässler Leseschwächen hat – vom Verfall des Musikunterrichts, der mir natürlich ebenso nahegeht, will ich gar nicht erst reden –, dann wird das am Ende zu Lasten der nationalen Identität gehen.

Nun beschränken Sie sich nicht auf Kritik an den aktuellen Zuständen, sondern versuchen aktiv dagegen anzuarbeiten. Resignation ist ja keine Lösung. Ich engagiere mich zum Beispiel seit 2006 als künstlerische Leiterin beim „Festspiel der deutschen Sprache“ im wunderbaren Goethezeit-Theater in Bad Lauchstädt; nicht nur hinsichtlich der Programmatik, wo es eine sehr gute Zusammenarbeit mit dem dortigen Geschäftsführer René Schmidt

gibt, sondern beispielsweise auch bei der Sponsoreneinwerbung. Dieses Jahr machen wir „Dantons Tod“ von Büchners auch szenische Lesung, die „Zauberflöte“ in der Goethe-Fassung, dazu ein philosophisches Gespräch, Konzerte.

Also nicht nur vertontes, sondern auch gesprochenes Wort – und auch einen Liederabend?

Aber ja! Konstantin Krimmel von der Bayerischen Staatsoper, dem diese erlesene Gattung wirklich am Herzen liegt, wird kommen. Das werden elf Termine im Oktober – und ich hoffe, wieder abwechslungsreich und informativ genug.

Aber Ihnen ist schon klar, dass solche Veranstaltungen wie im relativ abgelegenen Bad Lauchstädt vorwiegend eine bestimmte Klientel ansprechen, die man vor ein paar Jahren noch als „Bildungsbürger“ bezeichnet hätte und bei denen es der Werbung für die eigenen Kulturschätze vielleicht am wenigsten braucht?

Das Entscheidende sind immer die Kinder; die sind neugierig, nehmen alles auf wie Schwämme. Natürlich können wir nicht die Arbeit der Eltern und Lehrer machen, aber wenigstens Wege zeigen und bereiten. Das ist und bleibt eine große Hoffnung und Aufgabe.

Fühlen Sie sich dabei politisch gut unterstützt?

Ich habe immer wieder Persönlichkeiten getroffen, von denen ich mich gut verstanden und unterstützt fühle. Hans-Dietrich Genscher, der mir als gebürtiger Hallenser Bad Lauchstädt ins Herz gelegt hat, war eine – oder unter den noch Aktiven Reiner Haseloff, bei dem ich spüre, wie er gegen die allgemeine Geschichtsvergessenheit und die kurzlebigen, nur noch tagesbestimmten Zeithorizonte ankämpft. Doch in Teilen ist die aktuelle Kultur- und be-

sonders Bildungspolitik natürlich ein Trauerspiel. Einerseits eine große Gleichmacherei und die Senkung von Leistungsanforderungen in den Schulen; und als Kehrseite dann ein hemmungsloser Individualismus, wo keine Maßstäbe und Traditionen mehr zählen, sondern nur noch die eigene Meinung.

Das sind jetzt aber ziemlich allgemeine Einlassungen.

Nein, das wird ganz schnell konkret, gerade in unserem Beruf, der ja absolut individuell, aber gerade auf dem Theater auch eine Gemeinschaftsleistung ist. Das Gefühl für Ungewöhnliches, für individuelle Qualitäten, wie es noch ein Karajan hatte, finde ich heute bei manchen Dirigenten und vor allem Regisseuren nicht mehr. Da zählt nur noch die Selbstverwirklichung – was dann „Regietheater“ heißt.

Mit dem Sie vielleicht auch eigene Erfahrungen gesammelt haben?

Ich konnte mich dem entziehen und gegebenenfalls aussteigen, weil ich in den Achtzigerjahren, als diese Extreme zu nahmen, schon den entsprechenden Namen hatte. Junge Leute, die heute eine Sängerlaufbahn angehen, haben diese Chance gegen Zumutungen, die im Extremfall eine Verletzung ihrer Menschenwürde sind, nicht. Aber bitte, ich will hier nicht als hinterwäldlerisch dastehen. Natürlich erlaubt unsre Zeit Sichtweisen, von denen die Komponisten noch nichts ahnen konnten, und ich kann da bis zum Heulen angerührt und mitgerissen sein wie bei Pountneys Leipziger „Meistersingern“ in diesem Puppenstuben-Nürnberg, das den Sängern gerade mal bis zum Knie geht. Andererseits gab es in Dresden einen „Fliegenden Holländer“, der einfach eine Fälschung, nämlich eine Verfälschung ist – und leider hat der von mir verehrte Christian Thielemann sich gegen

dieses Spektakel nicht gewehrt. Ich würde mich mit ihm gern mal darüber unterhalten, aber wir sind noch nicht dazu gekommen. Riccardo Muti jedenfalls, auch ein Maestro, den ich sehr schätze, hat sich solchen Annahmen verweigert und das in einem Satz zusammengefasst: „Ich bin gegen einen Regieansatz, dem egal ist, was die Musik sagt.“ Mehr Worte braucht's dafür auch gar nicht.

Zurück nach Torgau, das ja auch eine „Meistersinger“-Stadt ist: Johann Walter hat 1544 für die Einweihung der protestantischen Schlosskapelle – Luther selbst hielt die Predigt – eine prächtige Motette über den 119. Psalm komponiert, und im Festsaal wurde knapp Hundert Jahre später die erste, leider verloren gegangene deutschsprachige Oper, „Dafne“ von Heinrich Schütz, aufgeführt. Macht so ein Ort etwas mit Ihnen?

Ob in Bad Lauchstädt als angesagtes „Klassiker-Modebad“ der Höfe in Weimar und Dresden oder in dieser schönen Renaissance-Stadt, wo ich das erste Mal sein darf: Das Hauptgefühl ist immer eine große Dankbarkeit, in diesem Land und mit seiner Kultur leben zu dürfen. Sehen Sie: Das Gasthaus, in dem wir uns gerade unterhalten, heißt „Herr Käthe“. Das war ein Spitzname Luthers für seine Frau Katharina, die hier in Torgau gestorben und begraben ist. Mit solchen Erzählungen und Traditionen bin ich groß geworden, und weil ich möchte, dass das auch für zukünftige Generationen so bleibt, empfinde ich es geradezu als Gnade, an solch geschichtsträchtigen und atmosphärisch intensiven Stätten arbeiten zu können und mitzuhelfen, ihre einmaligen Schätze vor Gefahren und Verhunzungen zu bewahren. Die Trägheit des Herzens darf nicht das letzte Wort behalten.

Das Gespräch führte **Gerald Felber**.